

---

 Vierzehntes Kapitel.

Von den Kriegen mit den Samniten und dem Pyrrhus, bis zum Anfang des ersten Punischen Krieges.

---

In dem Zeitraum, den wir jetzt erreicht haben, war es dahin gekommen, daß alle Vorrechte der Patricier nur noch ein leerer Name waren, und Reichthum allein die Individuen auszeichnete. Rom war bis hieher ein dunkler, wenig bekannter Staat gewesen, furchtbar bloß den winzigen Völkerstämmen um ihn her, kämpfend weniger um Eroberung als um seine Erhaltung. Jetzt aber, da die Römer die Sabiner, Etrurier, Latier, Aequier und Volser überwunden hatten, begannen sie, sich nach größeren Eroberungen umzusehen. Zu dem Ende richteten sie ihre Waffen wider die Samniter, ein Volk, das ohngefähr hundert Meilen von Rom wohnte.

Die Samniter waren ein muthiges Volk, das von den Sabinern abstammte und einen großen Strich des südlichen Italiens bewohnte, welcher jetzt den beträchtlichsten Theil des Königreichs Neapel ausmacht. Sie waren an Zahl und Kriegszucht den Römern gleich, und standen wie diese mit einer Menge benachbarter Staaten im Bunde. Zwey so anmaßende Nationen, beyde gleich krieglustig und gleich

Beu:

Beutebegierig, konnten nicht lange eines Vorwandes zum Bruche ermangeln. Den Anfang machten nach der Römer Vorgeben die Samniter; diese bedrängten die Sidiciner, welche zu schwach, ihnen allein Widerstand zu leisten, die Campanier zu Hülfe riefen; aber auch die Campanier fühlten sich ihnen nicht gewachsen und fleheten die Römer um Beystand an. Der Senat, um seinem Ehrgeitz die Farbe der Gerechtigkeit anzustreichen, schien Anfangs Bedenken zu tragen, sich wider die Samniter, seine Freunde und Bundsgenossen, zu erklären; aber das ungestüme Anliegen der Campanischen Gesandten, das Anerbieten der reichen Landschaften, die sie bewohnten, und mehr noch die Weigerung der Samniter, auf der Römer Vorstellung von Verwüstung eines Landes abzulassen, welches diese für Eigenthum erklärten, bestimmten sie, den Krieg zu übernehmen. Valerius Corvus und Cornelius waren die beyden Consuln, denen der erste Feldzug in dem fürchterlichen Kampfe zwischen zween nebenbuhlenden Nationen anheimfiel, welcher Italien sechzig Jahre nach einander mit Blut überschwemmte. Valerius war einer der größten Feldherrn seiner Zeit. Er bekam den Zunahmen Corvus von dem seltsamen Umstande, daß ein Rabe ihm in einem Zweykampf beygestanden hatte, in welchem er mit einem Gallier von riesenmäßiger Größe focht, und ihn zu Boden streckte. Sein Gehülfe ward angewiesen ein Heer nach Sam-

nium

nium, der Hauptstadt des Landes, zu führen, während Corvus Capuen, der Hauptstadt Campaniens, zum Entsatz geschickt wurde. Nie gab es einen Feldherrn, der fähiger gewesen wäre zu befehlen. Mit seltener natürlicher Stärke und Athletischer Leibesgestalt verhand er die einschmeichelndesten Sitten; er war der trozigste und zugleich gutherzigste im Heer; er gieng mit dem gemeinsten Soldaten um, wie Freund mit Freunde, und wußte sie zugleich aufs pünktlichste zu ihrer Pflicht anzuhalten. Unter einem solchen Feldherrn mußten solche Krieger, durch ihr neuliches Unglück abgehärtet, unüberwindlich seyn. Die Samniter waren das tapferste Volk, mit dem sie sich bis iht gemessen hatten, und der Streit dieser beyden Nationen zeichnete sich durch die hartnäckigste Entschlossenheit aus. Aber Rom's Glück siegte. Die Samniter flohen, und gestanden, daß sie der Römer grimmigen Blick und feuerschleudernde Augen nicht ertragen könnten. Weniger glücklich war anfangs der andere Consul; denn da er unbesonnener Weise sein Heer in Engen geführt hatte, lief er Gefahr abgeschnitten zu werden, wenn nicht Decius, ein Tribun des Heeres, sich in Besitz eines Hügel's gesetzt hätte, der den Feind beherrschte. So auf beyden Seiten angegriffen, mußten die Samniter die Flucht nehmen, nachdem ihrer dreyßig tausend auf dem Schlachtfelde geblieben waren.

Bald nachher ersuchten die Einwohner von Capua

Capua die Römer um eine Besatzung, die sie für den Winter vor ihren Feinden schützen könnte. Ihr Verlangen ward zugestanden, wiewohl Capua schon dazumalen in dem üblen Ruße stand, daß es der Kriegszucht gefährlich sey und seine Beschützer entmanne. — Auch die römische Besatzung machte diese Erfahrung. Die Wollüste des Dites, und die Befriedigung aller ihrer Leidenschaften lähmte nicht nur ihren Muth, sondern ermordete selbst ihre Tugend. Sie faßten den Entschluß, die Einwohner zu vertilgen, und die Stadt für sich zu behalten. Dies schwarze Vorhaben theilten sie ihren in andern Theilen des Landes zerstreuten Kameraden mit, die begierig an demselben Theil nahmen. Glücklicher Weise erfuhren die Anführer die Verschwörung. Voll Abscheu vor einer solchen Niederträchtigkeit, führten diese die Legionen sogleich ins Feld, und erhielten sie in beständiger Bewegung, um sie ihres treulosen Plans vergessen zu machen. Aber izt fürchteten diese ausgearteten Krieger die verdiente Strafe, empörten sich, vereinigten ihre zerstreuten Geschwader und zogen geradeßweges auf Rom los. Eine Zeitlang blieben sie ohne Führer, da niemand kühn oder niederträchtig genug war, ein Heer führen zu wollen, dessen Zusammenrottung Verrätherey war. Endlich zwangen sie den Quintus, einen alten und erfahrenen Krieger, der izt auf dem Lande wohnte, ihr Oberhaupt zu seyn; und fortgerissen, mehr von ihrer Wuth als von ihrem Anführer,

rück

rückten sie der Stadt bis auf zwey Meilen nahe. So ein fürchterlicher Feind vor den Thoren beunruhigte den Senat nicht wenig. Valerius Corvus ward unverzüglich zum Dictator erwählt, und mit einem schleunig aufgebrachtten Heer den Aufrührern entgegen geschickt. Schon standen beyde Heere gegen einander über, Vater und Sohn und die theuersten Freunde sahen sich in grausamer Nothwendigkeit, einander angreifen und wechselseitig morden zu sollen.

Jeder anderer Feldherr, als Corvus, würde dem Bürgerkriege freyen Spielraum gelassen haben; allein Corvus, der seinen Einfluß auf die Soldaten kannte, legte jede Miene und jedes Zeichen von Feindseligkeit bey Seite, und gieng zutraulich zu den Aufrührern, als verlange es ihm, seine alten Bekannten noch einmal wieder zu umarmen. Meine Tapferkeit zu zeigen, rief er, hab ich Gelegenheit genug gehabt. Nichts mangelt mir, als der Ruhm, auch Frieden stiften zu können. Ihr könnet in mich kein Mißtrauen setzen, meine Freunde. Ihr könnt gewiß nicht glauben, daß Valerius Corvus strenge seyn werde, er, der nie etwas dem Senat vorgeschlagen hat, was eurem Vortheil entgegen war. Ihr könnt nicht glauben, daß derjenige strenge seyn wird, der immer am strengsten gegen sich selbst war. Was ihr aber auch thun möget, so bin ich entschlossen, zu handeln, wie mir ziemet; zieh' ich mein Schwert, so soll es nicht eher geschehen, als bis ihr das eurige gezogen habt; muß



daß die Hälfte des Senats und einer der Consuln aus ihrer Mitte gewählt würde. Anfangs suchten die Römer sie durch gelinde Mittel von ihrem Vorsatze abzulenken; da sie aber, diese Gelindigkeit für Feigheit nehmend, auf ihrem Troß beharrten, mußten jene zu ernsteren Maaßregeln schreiten, und die Consuln Manlius Torquatus und Decius Mus wurden abgeschickt, um in ihrem eigenen Lande sie zu züchtigen. Die Latier säumten nicht die besten Vertheidigungsanstalten zu treffen. Von gleicher Erbitterung beseelt, trafen beyde Heere bald auf einander, und lieferten sich eine blutige und hartnäckige Schlacht. Bey dieser Gelegenheit entfaltete die römische Mannszucht und der erstaunliche Patriotismus dieses seltenen Volkes sich auf eine Weise, die mehr das Erstaunen als die Bewunderung der Nachwelt erregt. Da die Latier und Römer, als benachbarte Nationen, an Kleidung, Waffen und Sprache einander gleich waren, so bedurft es der strengsten Mannszucht, um Unordnungen im Gefecht zu verhüten. In dieser Hinsicht ließ der Consul den Befehl ergehen, daß kein Krieger unter keinerley Vorwand sich unterstehen sollte, aus seinen Gliedern zu rücken, und daß der, der diesen Befehl überschritte, auf der Stelle mit dem Tode bestraft werden sollte. Die beyden Heere standen in Schlachtordnung einander gegenüber. Mit jedem Augenblick erwarteten sie die Loosung zum Angriff, als Metius, der Feldherr

herr der Feinde, aus seinen Linien trat und irgend einen römischen Ritter zum Zweykampf herausforderte. Eingedenk des Verbotes ihres Feldherrn, und sich scheuend es zu übertreten, regte sich eine Weile kein Mensch. Allgemeine Verzagtheit schien des römischen Heeres sich bemächtigt zu haben, bis endlich der feurige Titus Manlius, des Consuls Sohn, unfähig den Hohn des Herausfordernden zu dulden, kühnlich wider ihn hervortrat. Die Krieger beyder Heere verschoben das Handgemenge eine Weile, um Zeugen des merkwürdigen Kampfes zu seyn. Mit verhängtem Zügel rannten die Kämpfer auf einander ein; Metius verwundete seines Gegners Streitroß im Nacken; Manlius aber streckte mit besserem Glück das seinige Tod zu Boden; der gefallene Latier suchte, auf seinen Schild sich stützend, sich wieder aufzuhelfen, aber Manlius hieb so gewaltig auf ihn ein, daß er bald entseelt auf dem Kampfplatze niedersank. Dann beraubt er ihn seiner Rüstung und kehrte triumphirend zu dem Consul seinem Vater zurück, der sich mit Vorbereitung und Anordnungen zur bevorstehenden Schlacht beschäftigte.

So lauten Beifall dem jungen Helden auch seine Mitsoldaten zugejauchzt hatten, so ahndete seinem Herzen von dem Empfange seines Vaters dennoch wenig Gutes. Halb hoffend, halb fürchtend nahte er sich zu ihm, legte den Raub des besiegten Feindes zu seinen Füßen, und äußerte mit bescheidener Miene,

daß was er gethan, bloß Wirkung angeerbter Tugend wäre. Aber ach wie schrecklich ward er seines Irrthums inne, als der strenge Vater seinen Blick von ihm weg wand, ihn vor die Stirne des Heeres zu führen befohl. Hier sprach er mit finstern Ernst, und zwischendurch hervorbrechenden Thränen zu seinem unglücklichen Sohne: Titus Manlius, da du weder die Würde des Consulats, noch die Gebote deines Vaters geehret hast, da du die Schranken des kriegerischen Gehorsams gebrochen und dem ganzen Heer ein böses Beispiel gegeben hast, so setzest du mich in die fürchterliche Nothwendigkeit, entweder meinen Sohn oder mein Vaterland aufzuopfern. Laß jedoch in dieser schrecklichen Enge uns nicht lange schwanken. Schon aufgeopfert sind tausend Leben für eine solche Sache. Ich weiß, du weigerst dich nicht zu sterben, wenn dein Vaterland die Früchte deines Todes erndten soll. Geh' Victor binde ihn, und sein Tod sey euch allen Warnung. — Ein Schauder ergriff das Heer bey diesem fürchterlichen Befehl; das Entsetzen fesselte eine Weile ihren Geist und ihre Zunge. Als sie das Haupt des jungen Helden abgeschlagen, und sein Blut auf dem Boden strömen sahen, stieg das Getöse ihrer Verwünschungen und ihres Jammers himmelan. Der Leichnam ward zum Thore hinausgeführt, und, mit dem Raube des bezwungenen Feldherrn geschmückt, mit aller Pracht kriegerischen Leidtragens bestattet.

Mittlerweile hatte die Schlacht begonnen; die beyden Heere, die sonst unter einerley Fahnen gestritten hatten, fochten mit aller Erbitterung des Bürgerkrieges. Die Latier verließen sich hauptsächlich auf ihre körperliche Stärke, die Römer auf ihren unüberwindlichen Muth. Schaaren, die einander so ganz gewachsen waren, schienen, um der Schaale des Sieges den Ausschlag zu geben, nur des Beystandes der Götter zu bedürfen, und in der That hatten die Augurn vorhergesagt, daß, was immer für ein Theil des römischen Heeres ins Gedränge käme, der Befehlshaber dieses Theils sich den Göttern weihen, und für sein Vaterland sterben solle. Lang blieb die Schlacht unentschieden, dann schien es als wenn der linke Flügel der Römer werde weichen müssen. Hier tritt Decius. Unverzüglich beschloß er fürs Vaterland sich aufzuopfern und sein Leben hinzugeben, ein Sühnopfer zu Rettung seines Heeres. Mit lauter Stimme rief er dem Manlius seinen Entschluß zu, und verlangte von ihm, da er zugleich Hoherpriester war, Anweisung, mit welcher Feyerlichkeit und welchen Formeln er sich weihen müsse. Manlius unterwies ihn, und nun legt er ein langes Gewand an, verhüllte sein Haupt, stellte sich mit ausgestreckten Händen auf einen Wurfspies und weihte sein Haupt den Göttern des Himmels und der Unterwelt für die Rettung Roms. Dann rüstete er sich wieder, stieg zu Pferde, und sprengte, ins Dickicht  
der

der Feinde, wo er Tod und Verderben rings um sich her verbreitete, bis er mit Wunden bedeckt todt zu Boden fiel. Diese heldenmüthige Aufopferung betrachteten die Römer als Unterpand ihres Sieges. Den nicht minder abergläubigen Latiern lähmte sie allen Muth; sie wankten, wichen, flohen; die Römer folgten ihnen auf den Fersen, und das Blutbad war so groß, daß kaum ein vierter Theil des Heeres die Niederlage überlebte. Dies war die letzte Schlacht von Erheblichkeit, welche die Latier mit den Römern hatten. Sie wurden gezwungen um Friede zu bitten, und erhielten ihn auf sehr harte Bedingungen. Zwen Jahre nachher ward ihre stärkste Stadt Padum eingenommen und sie wurden der römischen Macht gänzlich unterworfen.

Noch waren die Samniter unbezwungen. Es hatten zwar die Römer vor einiger Zeit einen Frieden mit ihnen geschlossen, aber keiner beyder Theile schien sonderlich geneigt zu seyn, ihn zu halten. Der Beystand, welchen die Samniter den Campaniern leisteten, diesem wankelmüthigen Volk, welches erst die Römer um Schutz wider die Samniter angesprochen hatte, und nun diese um Schutz wider die Römer bat, erneuerte einen Krieg, der zwar durch häufige Verträge und Waffenstillstände unterbrochen ward, jedoch nicht eher als mit dem Untergange einer oder der andern der beyden kriegenden Völkerschaften enden zu wollen schien. Welche von beyden das Schick-

sal treffen würde, blieb eine Zeitlang unentschieden. Denn wiewohl die Samniter im Durchschnitt gewöhnlich den Kürzern zogen, so traf die Römer doch um die Zeit ein Unfall, vor dem ihr gewöhnliches gutes Glück sie bisher noch immer gesichert hatte, und der die Schaale desselben auf eine Zeitlang auf die Seite des Feindes lenkte. Da der Senat den Samnitem den Frieden abgeschlagen hatte, so beschloß ihr Feldherr, *Pontus*, durch Kriegslist zu gewinnen, was er im ofnen Felde so oft verloren hatte. Er führte sein Heer in einen engen Paß, Namens *Caudinum*, besetzte alle Außenlinien desselben, und schickte dann zehn seiner Soldaten, wie Schäfer verkleidet, mit der Anweisung fort, sich den Römern wie von ohngefähr in den Weg zu werfen. Alles gieng wie ers wünschte. Die vermeintlichen Hirten wurden aufgefangen, der Consul fragte sie, welches Weges die Samniter gezogen seyen, und sie antworteten mit scheinbarer Gleichgültigkeit: nach *Luceria*, einer Stadt in *Apulien*, die sie zu belagern Willens seyen. Der römische Feldherr beschloß sogleich, der Stadt zu Hülfe zu eilen. Ohne die Schlinge zu ahnden, die ihm gelegt wurde, wählte er den kürzesten Weg, der gerade durch jene Engen führte, und ward seines Irrthums nicht eher inne, als bis er das Heer umringt und auf allen Seiten eingeschlossen fand. Kaum war *Pontus* seines Streichs gewiß, als er zu seinem Vater *Herennius* schickte und ihn fragen ließ,

ließ, wie er in dieser Lage sich zu verhalten habe. Der alte schlaue Samniter, der wohl wußte, wie hohen Sinnes die Römer seyen, und daß man einen trotzigem Feind entweder durchaus zermalmen oder durchaus gewinnen müsse, rieth seinem Sohne, entweder alle ohne Unterschied nieder zu machen, oder alle ohne Beschimpfung und Beleidigung los zu geben. Eine dieser beyden Maasregeln, fügte er hinzu, sey durchaus nothwendig, die erstere möchte sie außer Stand setzen, fernere Feindseligkeiten zu üben, die letztre würde ihnen eine Verpflichtung auflegen, der sie sich nie entbürden könnten. Dieser Rath, wie wohl der klügste, der sich erdenken ließ, ward verworfen und ein Mittelweg gewählt, der wohl dienen konnte, die Römer erbittern, niche aber sie zu bezwingen. Pontus zwang das ganze Heer, nach Ablegung seiner Oberkleider unterm Joche hindurch zu gehen, ließ sie schwören, daß sie unverzüglich das Gebiet der Samniter verlassen und hinfort mit ihnen Friede halten wollten, und schickte sie sodann sicher und wohlbehalten nach Hause.

Beschimpft, entwaffnet, entkleidet und brennend vor Begierde, den unerträglichen Schimpf wieder auszulöschen, rückten die Römer in Capua ein. Als sie zu Rom anlangten, gerieth die Stadt über eine so schimpfliche Heimkunft in die tödtlichste Bestürzung. Wuth und Rache spiegelten sich auf allen Gesichtern, während die unglücklichen Urheber der  
Schmach

schmachvollen Geschichte sich in ihren Häusern versteckten und die nothwendigen Pflichten ihres Amtes zu verwalten sich weigerten. Ein Dictator ward gewählt, der, nichts zweckmäßiges zu thun findend, sein Amt niederlegte, und so blieb die Stadt eine Zeitlang ohne Oberhaupt, versunken in Schmerz und Unwillen, und in aller Unthätigkeit des tiefsten Grams.

Jedoch das Uebel war nicht unheilbar. Der Ruhm des Staats hatte gelitten, keinesweges aber seine Macht. Man erwartete nur einen Vorwand, um einen Vertrag zu brechen, zu dem das Heer lediglich gezwungen war. Die beyden Consuln, die ihn bewilligt hatten, beschloffen sich deshalb zu bestrafen und überlieferten sich dem Feinde. Aber Ponzus bemerkte mit Recht, daß das Leben zweyer Männer kein Ersatz für das Leben eines ganzen Heeres sey, verwarf ihre Genugthuung und schickte sie mit großen Ausrufungen über Rom's Treulosigkeit zurück. Der Krieg ward demnach erneuert, und da die Samniter in verschiedenen Schlachten geschlagen wurden, so begegneten ihnen die Römer auf eben die Art, wie jene ihnen begegnet hatten. Ein Waffenstillstand folgte und nach dessen Ablauf wieder ein Krieg, der mehrere Jahre hindurch dauerte und die Macht der Samniter sichtbarlich schwächte, während die Römer mit jedem Siege neues Zutrauen gewannen. Unter Papirius Cursor, der zu verschiedenen Zeiten Consul und

und Dictator gewesen war, wurden wiederholte Triumphe gewonnen. Auch Fabius Maximus that in diesem Kriege sich hervor, und Decius der Sohn des Decius, der sich ohngefähr vierzig Jahr vorher für sein Vaterland aufgeopfert hatte, folgte seines Vaters Beyspiel, und rettete, ins Gedränge der Feinde sich stürzend, die Leben seiner Mitbürger auf Kosten seines eigenen. Unbegreiflich wäre es, wie die Samniter der römischen Macht so lange hätten widerstehen können, wenn wir nicht wüßten, daß sie von allen Staaten umher wären unterstützt worden, die theils durch die Bande des Eigennutzes, theils durch die Eifersucht über Roms wachsende Größe mit ihnen verbunden waren. Die Larenter, die Lucaner, die Thurier und alle südlichen Völker Italiens nach der Reihe, schickten ihnen Hülfs-truppen, die die Fortschritte der Eroberer ein wenig hemmten. Doch diese Hemmung war von kurzer Dauer. Beyde, sie und die Samniter, sahen sich nach wiederholten Niederlagen ihrer Städte und des größten Theils ihrer Länder beraubt, sie fanden ihre Kräfte erschöpft, zweymalhundertausend ihrer besten Krieger in Schlachten aufgerieben und die noch übrigen durchaus unfähig, den Eroberern die Spitze zu bieten. Gänzlich außer Stande sich selbst länger zu vertheidigen, sahen sie sich also, wollten sie ihr Vaterland anders vom bevorstehenden Unglücke retten, genöthigt, eine fremde Macht um Beystand anzusprechen

sprechen, und Pyrrus, König von Epirus, war derjenige, an den sie sich wandten.

Pyrrhus, ein König von großer Tapferkeit, Macht und Ehrbegierde, hatte sich ganz nach Alexander, seinem großen Vorgänger, gebildet. Er ward für den erfahrensten Feldherrn seiner Zeit gehalten, so wie sein Heer für das bestgeübteste und disciplinirteste des Erdbodens. Izt also sollten die Römer nicht länger mit unordentlichen und rohen Schwärmen kämpfen, die zur Zeit der Noth zusammen gerafft, kein Hülfsmittel des Sieges kannten, als ihre eigene Tapferkeit. Sie sollten mit einem Heer sich messen, das unter den verfeinertsten Völkern der damaligen Welt angeworben, unter dem größten Feldherrn gebildet und von einem Befehlshaber von geprüften Verdiensten angeführet wurde. Die Tarenter waren es eigentlich, die sich zuerst an den Pyrrhus gewandt hatten; im Nahmen der untergehenden Staaten Italiens beschworen sie ihn, sie von dem drohenden Verderben zu retten, und er versprach zu kommen. Vorläufig sandte er ihnen einen Haufen von dreytausend Mann unter Anführung des Cineas, eines erfahrenen Kriegers und Schülers des großen Demosthenes. Er selbst säumte nicht ihm zu folgen. Mit einem Heer von dreytausend Reutern, zwanzigtausend Mann Fußvölker und zwanzig Elephanten, in welche Thiere die Feldherrn jener Zeit anfiengen großes Zutrauen zu setzen, gieng er zur  
See,

See, brachte aber nur einen kleinen Theil dieser Macht nach Italien, indem ein Sturm den größten Theil seiner Schiffe zerstreute, viele auch durchaus zu Grunde richtete.

Nach seiner Ankunft in Tarent ließ er sich vorzüglich angelegen seyn, das Volk, dem er zu Hülfe gekommen war, zu reformiren. Erstaunt über die gänzliche Sittenverderbniß dieser schwelgerischen Stadt, deren Einwohner mehr mit den Freuden des Badens, Schmausens und Tanzens als mit kriegerischen Uebungen beschäftigt waren, ließ er alle Orte der öffentlichen Belustigung verschließen, und alle Zeitvertreibe, die den Krieger verweichlichen und entnerven, zugleich untersagen. Dieses Volk hatte die Gewohnheit, sich an seinen Oberhäuptern durch witzige Einfälle zu rächen; es schonte seinen Reformator nicht. Pyrrhus erfuhr es und ließ einige der Spötter vor sich fordern. Die sinnreiche Art, mit der sie ihre Vergehung eingestanden, hinderte ihn jedoch sie zu strafen: „Ja, sagten sie, wir haben das alles wider dich gesagt, und wir würden ungleich mehr gesagt haben, wenn unser Wein nicht ausgegangen wäre.“ Wiewohl er nun diesen Spasßvogeln lachend vergab, so nahm er doch die behutsamsten Maasregeln, um sich wider den wohlbekannten Bauselermuth dieses Volks zu sichern, schickte seinen Sohn zur Stadt hinaus und entfernte alle, die er am fähigsten hielt, Aufruhr anzurichten. Mittlerweile

thas

thaten die Römer alles, was die Klugheit erforderte, um diesem furchtbaren Feinde Widerstand zu leisten. Mit einem zahlreichen Heer ward Lavinus abgeschickt, um seine Fortschritte zu hemmen. Pyrrhus, dessen Heer noch nicht ganz herüber war, bereitete sich ihm zu begegnen, schickte aber vorläufig einen Gesandten zu ihm, durch den er um Erlaubniß bat, zwischen den Römern und Tarentern vermitteln zu dürfen. Mit fast zu vielem Selbstgefühl sagte Lavinus, er schätze ihn weder als Vermittler noch fürcht' er ihn als Feind, leitete seinen Gesandten durch das ganze Lager, und hieß ihn, was er sähe sorgfältig merken und seinem Herrn wieder berichten.

Da solcher Gestalt der Krieg auf beyden Seiten erklärt war, rückten die Heere einander entgegen und lagerten sich jedes im Gesicht des andern an den beyden Ufern des Flusses Liris. Pyrrhus, der nicht nur in der Wahl seines eigenen Lagerplatzes äußerst vorsichtig war, sondern auch des Feindes seinen aufsgenaueste zu beobachten pflegte, sah' mit Bewunderung die Lagerungsweise der Römer. Diese Barbaren, sprach er zu einem seiner Vertrauten, sehen mir ganz und gar nicht als Barbaren aus, und nur zu bald fürcht' ich, werden wir ihre Thaten ihrem Muth zusagend finden. Dann hieß er einen Theil seines Heeres sich längst dem Flusse lagern, bereit zu schlagen, im Fall der Feind versuchen sollte, vor

An

Ankunft seines ganzes Heeres über die Furthen des Flusses zu setzen. Seine Erwartung trog ihn nicht. Mit allem Ungestüm der Unerfahrenheit gebot der Consul über den Fluß zu setzen, und der epirische Gewalthaufen ward nach einigem vergeblichen Widerstande gezwungen sich zum Hauptheere zurück zu ziehen. Pyrrhus, der Römer rasches Vordringen gewährend, hoffte anfangs ihre Reuteren abzuschneiden, bevor sie von dem Fußvolk, das noch nicht herüber war, unterstützt werden konnte, und drang an der Spitze einer auserlesenen Schaar Reuter auf sie ein. Ganz seines großen Rufes würdig zeigte er sich bey dieser Gelegenheit; immer an der Spitze seiner Krieger führte er sie ißt mit Feuer zum Angriff, milderte dann ihre Hitze mit weiser Kaltblütigkeit, focht ißt wie ein gemeiner Krieger, lenkte dann die Schlacht wie der erfahrenste Feldherr, und vereinigte durchgehends die höchste persönliche Tapferkeit mit nie ermattender Gegenwart des Geistes. Ausgezeichnet durch den Adel seines Anstandes und durch den Reichtum seiner Rüstung, riß er überall den Strudel des Gefechts um sich zusammen. In der Mitte des Handgemenges fiel sein Pferd. Eiligst wechselte er seine Rüstung mit seinem Gefährten und begab sich in eine andere Gegend des Schlachtfeldes, die seine unmittelbare Gegenwart erforderte. Mittlerweile hieben die römischen Reuter unverdrossen auf seinen Begleiter ein, den sie für den König hielten, erschlugen ihn  
end

endlich, und brachten seine Rüstung zum Consul. Sogleich verbreitete durch beyde Heere sich das Gerücht, der König sey erschlagen; die Griechen wurden vom plötzlichen Schrecken ergriffen; die Römer frohlockten als des Sieges iht sicher. Allein mit einemmal erschien Pyrrhus barhaupt unter den Vorderstreitern seines Heeres, rief aus, er lebe noch, und flößte den Seinigen neues Leben ein. Iht endlich waren die römischen Legionen über den Fluß gekommen und das Schlachtgedränge wuchs. Die Griechen fochten mit dem Bewußtseyn ihres alten Ruhmes, die Römer mit heißem Eifer neuen zu gewinnen. Nie hatte man vormalen Völker von so ungleicher Kriegsweise mit einander kämpfen sehen, und bis auf den heutigen Tag ist es noch nicht entschieden, ob der griechische Phalanx oder die römische Legion den Vorzug verdienen. Lang schwankte die Schlacht. Siebenmal hatten die Römer den Feind zurückgetrieben. Endlich hieß Pyrrhus mit den Elephanten vorrücken und diese entschieden den Tag. Die Römer, die nie vorher Geschöpfe von solcher Größe gesehen hatten, geriethen über die fürchterliche Gestalt und über die Rasteele voll gerüsteter Männer, die sie auf dem Rücken trugen, in das alleräußerste Erstaunen. Nicht sowohl Thiere schienen sie ihnen zu seyn, die zum Kampfe abgerichtet wären, als vielmehr Ungeheuer, von denen sie mit Haut und Haar würden aufgefressen werden. Dies war ihrem Muth zu arg, zudem

theil-

theilten die Pferde ihre Bestürzung; unfähig, weder den Anblick noch den Geruch der schrecklichen Thiere auszuhalten, wurden sie wild, warfen ihre Reuter ab und füllten die Glieder mit Verwirrung; da sahe Pyrrhus, daß der Tag sein sey, ließ die vortreffliche Theffalische Reuterey den schon in Unordnung gebrachten Feind angreifen, und nun ward die Flucht allgemein. Fürchterlich war das Menschengemehel in dieser Schlacht. Funfzehntausend brave Römer blieben auf dem Wahlplatz, gefangen wurden nur achtzehnhundert. Auch waren die Sieger in keinem viel bessern Zustande. Ihrer dreyzehntausend deckten das Schlachtfeld und Pyrrhus selbst war verwundet. Erst die folgende Nacht machte dem Blutvergießen ein Ende, und Pyrrhus rief mitten in den Glückwünschen seiner Freunde finster ahndend aus: Noch einen solchen Sieg, und wir sind verloren! Am folgenden Tage besah er das Schlachtfeld und konnte nicht umhin den Leichnamen der gefallenen Römer die aufrichtigste Bewunderung zu zollen. Alle ihre Wunden waren vorn. Noch im Tode trug jedes Antlitz die Züge des Trostes und einer edeln Entschlossenheit, die Ehrfurcht einflößte. Krieger, wie diese, waren diesem kriegerischen Abentheuer noch nicht vorgekommen. Ach, rief er aus, mit welcher Leichtigkeit würd' ich die Welt erobern, wenn ich die Römer zu Soldaten, oder die Römer mich zu ihrem König hätten. So viel Gerechtigkeit gegen Feinde gefiel  
den

den Römern höchlich; mehr aber noch die Höflichkeit und Menschlichkeit, mit der er die Gefangenen behandelte. Leutfeligkeit gegen Gefangene war eine Stufe der Verfeinerung, die die Römer noch von den Griechen zu lernen hatten, aber es bedurfte auch nur Eines verbessernden Winkes, es sey in den Sitten oder im Kriege, um dieses edle Volk augenblicklich zur Macheiferung zu entflammen.

Geschlagen waren nun die Römer zwar, aber nicht bezwungen. Vielmehr ergänzten sie ihr Heer in aller erdenklichen Eil, und rüsteten sich dem Sieger Einhalt zu thun, der von den südlichen Staaten Italiens izt geradesweges auf Rom losrückte. Er war jedoch noch immer nicht Willens, die Republik aufs Aeußerste zu treiben. Unterrichtet von den großen Zurüstungen, die sie trafen, erwog er, daß nach einer gewonnenen Schlacht mit dem Feinde sich am besten unterhandeln lasse; und beschloß seinen Freund Cineas, den Redner, an sie abzuschicken und diesen alle seine Kunst versuchen zu lassen, um sie zum Frieden zu bewegen. Der verschlagene Grieche übernahm den Auftrag mit Freuden. Er eilte nach Rom, und fieng seine Unterhandlungen mit Angriffen auf die römische Redlichkeit an, die er in der Person der angesehensten Senatoren und sogar ihrer Frauen durch Geschenke, so er ihnen im Nahmen seines Königs überreichte, zu erschüttern hofte. Allein dies war das Zeitalter der römischen Tugend. Die Senatoren

weigerten sich, Verehrung anzunehmen, durch die man sie zu Verräthern des Vaterlandes schien erkaufen zu wollen, und die Frauen blieben hinter der edelmüthigen Uneigennützigkeit ihrer Egeherrn keinesweges zurück. Sie hießen ihn, seine Kleinodien seinem Herrn wieder mit nehmen, die sie izt als Bestechung betrachten müßten, und erst dann würden annehmen dürfen, wenn der Senat denselben seiner Freundschaft würde gewürdiget haben.

In der That hatte Rom keine Periode gehabt, in welcher seine bürgerlichen sowohl als kriegerischen Tugenden einen helleren Glanz geworfen hätten als eben diese. Die Senatoren, deren Vermögen durch das letzte Gesetz sehr zusammen geschmolzen und den Volksständen näher gebracht worden war, fiengen an ihre Auszeichnung bloß in der Tugend zu suchen und jene Reichthümer zu verachten, die sie doch nicht in dem Grade aufzuthürmen, hoffen durften, daß sie durch sie über den Pöbel hervorgeragt hätten. Solchergestalt fand Cineas die Römer gegen alle seine geheime Künste unverwundbar; nichts blieb ihm übrig als sein Gewerbe öffentlich vorzutragen. Er that es in voller Rathversammlung. Er begann mit Lobpreisungen des Rathes und der Milde seines Herrn, seiner Vorliebe für tapfere Männer, und seiner besondern Achtung für die Römer. Dann verbreitete er sich über die Segnungen des Friedens und über die glückliche Gelegenheit, die sich zu Wiederherstellung desselben

ben den Römern darob. In seines Herrn Nahmen erbot er sich, die in der letzten Schlacht gemachten Gefangenen ohne Lösegeld loszugeben, und den Römern bey jeder künftigen Ereigniß beyzustehen, wogegen er nichts anders verlangte als nur Bündniß und Freundschaft der Römer, und Erlaubniß die Tarenter in den Vergleich mit einzuschließen. Solche Anerbietungen mit solcher Beredsamkeit vorgetragen, machten sichtbaren Eindruck auf die Versammlung. Aller Herzen schienen für den Antrag des Königs gewonnen zu seyn, und in der Stadt redete man vom Frieden als von einer ausgemachten Sache. In dieser Lage der Dinge ließ Appius Claudius, ein bejahrter und vom hohen Alter schon erblindeter Senator, der längst den Staatsgeschäften entsagt hatte, sich in einer Sänfte in die Sitzung tragen. Erstaunt, einen Mann noch einmal unter sich zu sehen, welchen von einem ihm so beschwerlichen Schritte tausend Schwächlichkeiten hätten abschrecken sollen, saßen die Senatoren ehrerbietig schweigend da. „Lange, rief er und raffte vom Polster sich mühselig auf, lange hab' ich meine Blindheit und Kränklichkeiten als Elend betrachtet. Als Züchtigungen hab' ich sie betrachtet, mit welchen die Götter die letzten Tage meines Lebens für die Verirrungen meiner frühen Jahre strafen und eine Jugend voll Thorheit mit einem Alter voll Jammer mir vergelten wollten. Aber jetzt, ihr Väter des Vaterlandes! find' ich, daß dasjenige,

was mir Elend däuchte, wahrhaftige Wohlthat ist, indem das Dunkel dieser meiner Augen mich hindert, die Schmach meines Vaterlandes zu sehen. Ja, wenn mir izt noch etwas zu wünschen ziemte, so wär' es das, daß ich auch taub seyn möchte. Taub, um auch nicht hören zu dürfen, was die Brust jedes tugendhaften Römers mit bitterm Unwillen füllen muß. O wie gar andere Römer seyd ihr izt, als die ihr noch vor wenig Jahren waret! Alexander, den die Welt den Großen nennt, ward damalen in Rom für nichts geachtet. Seinem Glücke schreibt ihr seine Eroberungen zu, nicht seiner Tapferkeit; daß die Fluth des Krieges ihn möchte nach Italien geschwemmt haben, wünschtet ihr, bloß um der Welt zu zeigen, ihr wäret ihm überlegen. Aber wie tief gefallen seyd ihr izund! Ihr, die ihr mit dem Ueberwinder Griechenlands zu kämpfen wünschtet, scheut euch izt, euch mit den Völkern zu schlagen, die er in den Staub trat. Ihr, die ihr euch mit Alexandern zu messen dürstetet, weigert euch izt einem Abentheurer die Stirne zu bieten, der sein Vaterland verlassen hat, mehr aus Furcht vor seinen alten Feinden, als aus Verlangen einen neuen zu suchen. Nur zweyerley ist uns übrig: entweder dem Pyrrhus muthig die Stirne zu bieten, oder die Verachtung des ganzen Italiens zu übernehmen, und durch Vermeidung Eines Krieges uns in hundert andere zu verfechten. Wählet!" — Diese Rede löschte

alle

alle Eindrücke wieder aus, die Cineas glatte Worte auf die Versammlung gemacht hatten. Appius ward mit Lobeserhebungen überhäuft, Cineas aber mit dem Bescheide zurück geschickt, daß der Senat geneigt sey, mit seinem Herrn um den Frieden zu unterhandeln, wenn derselbe zuvor seine Völker aus Italien zurückgezogen hätte.

So in seinen Erwartungen getäuscht, kehrte Cineas zu seinem Herrn zurück, gegen welchen er nicht müde werden konnte, die Größe sowohl als die Tugenden der Römer zu preissen. Der Senat, sagte er, habe ihm eine Versammlung von Halbgöttern geschienen, und die Stadt der Tempel, darin sie wohnen. Von der Wahrheit dieser hochgespannten Beschreibungen konnte Pyrrhus bald nachher mit seinen eignen Augen urtheilen, indem die Römer Gesandte an ihn schickten, um über das Lösegeld und die Auswechslung der Gefangenen mit ihm zu handeln. An der Spitze der Gesandtschaft war Fabricius, ein alter Senator, der seine Mitbürger seit langer Zeit durch sein Beyspiel gelehrt hatte, wie glücklich die alleräusserste Armuth mit der heitersten Zufriedenheit zu vereinigen sey. Dieser ausübende Weise, der vorhin Consul gewesen, und iht Bothschafter Roms war, besaß nicht mehr Silbergeschirr in seinem Hause als einen kleinen Becher, dessen Boden noch dazu von Horn war. Seine Tochter, jedes eignen Vermögens ermangelnd, hatte der Senat aus dem öffentlichen Schatze

Schätze ausgesteuert. Als die Samniter ihm einstens große Geschenke boten, schlug er sie mit der Erklärung aus, daß er schon reich genug sey, indem er durch Einschränkung seiner Gelüste die Kunst gelernet habe, seine Bedürfnisse zu mindern.

Pyrrhus empfing diesen gefeyerten alten Mann mit vieler Güte. Um zu erfahren, ob der Ruf von ihm die Wahrheit sage, bot er ihm reiche Geschenke, die der Römer ohne anmaßenden Uebermuth aus- schlug. Am folgenden Tage wollt' er seine Gleichmüthigkeit auf die Probe stellen, ließ einen Elephanten hinter die Teppiche bringen, diese auf ein gegebenes Zeichen in die Höhe ziehen und das Ungeheuer seinen furchtbaren Rüssel über dem Kopf des Gesandten schütteln; aber Fabricius sah sich ruhig um, schauete das Thier mit unverwandtem Blicke an, und sagte mit Lächeln zum König, daß die Schrecken von heute gerade so viel Eindruck auf ihn machen, als die gestrigen Loffungen. Erfreut, so viel Tugend bey einem Volk zu finden, das er unter dem allgemeinen Nahmen der Barbaren verloren hatte, eilte Pyrrhus, dem edlen Römer das einzige Geschenk zu machen, das ihm schmeicheln könnte. Er überlieferte ihm alle römische Landsleute auf Treu und Glauben, und bedung sich bloß aus, daß er, im Falle die Römer den Krieg fortzusetzen entschlossen wären, sie zurückfordern dürfe, wenn es ihm gut dünkte.

Um diese Zeit hatte das römische Heer sich von  
 feiz

seiner Niederlage erholt, und Sulpicius und Decius, Consuln fürs folgende Jahr, stellten sich an seine Spitze. Jener Schrecken, der die römischen Krieger bey dem ersten Anblick der Elephanten übermannt hatte, war verschwunden, und die Feldherrn beeyferten sich mit großer Emsigkeit des Pyrrhus Taktik und die griechische Art zu lagern, nachzuahmen. So pflegte diese Nation beständig das Bessere von andern Völkern anzunehmen, und lernte selbst durch ihre Niederlagen die Kunst, sich unüberwindlich zu machen. Die beyden Heere, jedes ohngefähr vierzigtausend Mann stark, trafen einander bey der Stadt Asculum. Pyrrhus fand sich in eine waldigte Gegend verwickelt, die seine Pferde sowohl als seine Elephanten so frey, als in der Ebene zu agiren, hinderte. Er verhielt sich also eine Zeitlang bloß vertheidigungsweise, bis ihm die Nacht Gelegenheit gewährte, eine vortheilhaftere Stellung anzunehmen. Am nächsten Morgen befahl er einem Theil seiner Reuterey die Höhen in Besitz zu nehmen und den Feind in die Ebenen zu drängen; und da dies gelang, ordnete er seine Elephanten an der Spitze seines Heeres, untermengte sie mit Schleudern und Bogenschützen, und bildete solchergestalt einen Körper, dem die Römer kaum zu widerstehen vermochten; da sie heute überdies den Vortheil nicht hatten, nach Erforderniß der Umstände vorrücken oder sich zurückziehen zu können, so ward die Schlacht bald allgemein. Umsonst such-

ten

ten die Legionen den Pholanx niederzuwerfen; so erbittert sie auch auf ihn einhieben, so fürchterliches Blutvergießen sie auch mit Aufopferung unzähliger eigener Leben in ihm anrichteten, so waren sie doch nicht fähig ihn zu durchbrechen. Lang und hartnäckig fochten sie. Dann siegte die griechische Taktik noch einmal. Rings um und hauptsächlich durch die Elephanten bedrängt, wichen die Römer in ihr Lager zurück, und ließen sechstausend Todte auf dem Wahlplatze liegen. Doch hatte der Feind nicht Ursache sich seines Triumphs zu erheben. Viertausend seiner tapfersten Krieger lagen auf dem Wahlplatze, und Pyrrhus fühlte mehr denn jemalen, daß es Siege gäbe, die den Niederlagen glichen. Der Kern seines Heeres war vertilgt; seine besten Feldherrn und seine liebsten Freunde waren dahin.

Der Feldzug endigte sich mit dieser Schlacht, begann aber im folgenden Frühjahr auf beyden Seiten mit gleicher Lebhaftigkeit. Pyrrhus hatte aus Griechenland neue Verstärkungen erhalten, und die Römer, ungeschrockt durch ihre bisherigen Niederlagen, wurden durch den grauen Fabricius, der sammt Aemilius zum Consul gewählt worden war, ins Feld geführt. Während die beyden Heere sich einander näherten, und nur noch ein geringer Zwischenraum sie trennte, ward dem Fabricius ein Brief von des Königs Arzt gebracht, des Inhalts, daß er seinen Herrn für eine schickliche Belohnung mit Gift aus dem

dem Wege räumen, und so die Römer von einem furchtbaren Feind und gefährlichen Kriege befreien wollte. Bey diesem niederträchtigen Vorschlage fühlte Fabricius augenblicklich, was er der Redlichkeit und seinem Rufe schuldig sey. Er theilte den Inhalt des Briefes seinem Gehülfen mit, und beyde beschloffen einmüthig, dem Pyrrhus von der Berrätheren, die wider ihn angezettelt würde, Nachricht zu geben. Sogleich ward ein Brief an ihn geschrieben, die ganze Sache ihm entdeckt, und zugleich bemerkt, wie unglücklich er in der Wahl sowohl seiner Feinde als seiner Freunde sey. Mördern vertraue er sich, und rechtschaffene und tapfere Männer bekriege er.

Izt ward Pyrrhus inne, daß diese kühnen Barbaren der feinsten Empfindungen der Menschlichkeit fähig seyen, und daß sie verschmäheten, selbst im Edelmuth von ihm übertroffen zu werden. Mit eben so viel Erstaunen über ihre Rechtschaffenheit, als Unwillen über seines Arztes Berrätheren empfing er die unerwartete Zeitung. „Edler Fabricius! rief er aus; eben so leicht ließe die Sonne sich aus ihrer Bahn rücken, als du aus dem Pfade der Ehre.“ Dann stellte er die genaueste Untersuchung unter seinen Bedienten an, und da er die Berrätheren entdeckt hatte, schickte er auf der Stelle alle Gefangene ohne Lösegeld nach Rom zurück, und ließ noch einmal Friedensbedingungen vorschlagen. Letztere lehnten die Römer ab, es sey denn, daß Pyrrhus das Land räumte;  
das.

dagegen erledigten sie eben so viele Samniter und Tarenter, als Pyrrhus von den andern freigelassen hatte. Der König gerieth durch die Standhaftigkeit der Römer in keine geringe Verwirrung, er schwankte zwischen Scham und Nothwendigkeit; seine Umstände nöthigten ihn gewissermaßen den Kampf abzubrechen, während seine Ehre litt, wenn er ihn unvollendet liegen ließ. Aus einer so großen Verlegenheit riß ihn eine Einladung der Siculer, die ihn um Beystand wider die Karthager ersuchten, deren eisernes Joch und tyrannische Behandlung sie nicht länger dulden konnten. Dieser Feldzug versprach ihm größere Belohnungen und weniger Arbeit, das Einzige, was dieser kriegerische Herumschwärmer suchte. Ohne Zeitverlust legte er daher ganz wider die Neigung der Tarenter eine Besatzung in ihre Stadt, schickte seinen Freund Cineas vor sich her, und folgte ihm baldigst mit dem Reste seiner Völker.

So der Gnade oder Ungnade der Römer Preis gegeben, hörten die Samniter und Tarenter nicht auf ihren flüchtigen Beschützer aufs dringendste um seine baldige Zurückkunft anzuflehen. Zwey Jahre hindurch blieb Pyrrhus, durch seine Fortschritte an Sicilien gefesselt, gegen alle ihre Bitten taub. Als er aber am Ende auch hier seine Erwartungen getäuscht fand, als er spürte, daß seine Siege ihm mehr Ehre als Vortheil brächten, war er froh, das Land unter eben dem scheinbaren Vorwande zu ver-

las

lassen, unter dem er vorhin Italien verlassen hatte. An der Spitze von zwanzigtausend Fußvölkern, und dreytausend Reutern, kehrte er, mit einiger Schwierigkeit, noch einmal nach Tarent zurück. Die Römer, wiewohl von einem so furchtbaren Feinde bedrängt, hatten die alte Erbitterung zwischen den beyden Ständen des Staats noch nicht vergessen; und als, um den Pyrrhus widerstehen zu können, ein Heer angeworben werden sollte, weigerten sich viele vom Volk zu dienen. Allein die Consuln, die durch diese Widersetzlichkeit das Reich an dem Rande des Unterganges taumeln sahen, beschloffen muthig durchzugreifen, ließen die Nahmen der Bürger durchs Loos hervorziehen, und hießen den ersten, der sich weigern würde ins Feld zu rücken, als Sklaven verkaufen. Diese wohlangebrachte Strenge leistete die gehofte Wirkung, und so oft in der Folge jemand aufgefordert ward und sich zu dienen weigerte, ward er von den Consuln augenblicklich auf die beschriebene Art behandelt.

Izt mit hinlänglichem Volke versehen, theilten die Consuln ihr Heer in zwey Theile und rückten mit beyden zugleich in Feindes Land ein, der eine in Lucanien, der andere ins Gebiet der Samniter. Diese Maasregel erfuhr Pyrrhus. Auch er hatte sein Heer ergänzt und verstärkt, und theilte es ebenfalls in zwey Haufen: deren einen er wider den Lentulus detachirte, mit dem andern aber den Curius Dent

tatus anzugreifen eilte, eh' sein Gehülfe herankäme. Sein Hauptzweck war, den Feind bey Nachtzeit zu überraschen; da er aber unglücklicher Weise durch Wälder ziehen mußte, in welchen seine Wegweiser sich verirrtten, verfehlte er des Weges, und kam nicht eher als mit Tagesanbruch vor dem Lager der Römer an, die er in Schlachtordnung seiner harrren fand. Der Vortrab der Heere gerieth sogleich an einander, und die Römer gewannen einigen Vortheil. Bald nachher ward das Gefecht allgemein. Pyrrhus sah', daß das Glück ihn verlasse und nahm noch einmal zu seinen Elephanten seine Zuflucht. Doch mit diesen waren die Römer schon zu bekannt, als daß sie sich noch eitlerweise hätten von ihnen schrecken lassen. Sie hatten entdeckt, daß das Feuer das wirksamste Mittel wäre, sie fortzutreiben, und daher eine Menge Kugeln aus Hanf und Harz verfertigen lassen, die ihnen so wie sie thürmend daher wandelten, brennend entgegengeschleudert wurden. Unfähig den Flammen sowohl, als dem Pfeilhagel der Feinde zu widerstehen, wurden die Elephanten wüthend. Statt vorwärts zu rücken, stürzten sie auf ihr eigenes Heer zurück, warfen die Glieder zu Boden und erfüllten alles mit Schrecken und Verwirrung. So erklärte der Sieg sich endlich für die Römer. Umsonst suchte Pyrrhus der Flucht und dem Blutvergießen der Seinigen Einhalt zu thun; er verlor nicht nur drey und zwanzigtausend seiner besten

Ariez

ger, sondern auch sein Lager. Dies Lager, das die Römer eroberten, diente diesem gelehrigen Volk zu einer Lektion, die sie zu nutzen nicht vergaßen. Bisher hatten sie ihre Zelte ohne Ordnung neben einander hingeworfen; von Pyrrhus Lager aber lernten sie den Boden gehörig ausmessen und das Ganze mit Wall und Gräben befestigen, so daß manche ihrer folgenden Siege ihrer verbesserten Art sich zu lagern zugeschrieben werden müssen.

Während die Consuln triumphirend in Rom einzogen, ertrug Pyrrhus seine Niederlage mit ungebroschenem Muth; seine erste Sorge war sich den Rückweg zu sichern; seine zweyte durch Vorspiegelung besserer Zukunft, die Gemüther seiner Bundesgenossen aufrecht zu erhalten. In der That nutzte er alle Hülfquellen, die seine fruchtbare Erfindungskraft, und sein nicht geringerer Einfluß ihm gewährten, um sich zu noch einem Feldzuge gehörig auszurüsten. Da er aber alle seine Hoffnungen vereitelt sahe, beschloß er ein Land zu verlassen, wo er nichts als verzweifelte Feinde und unzuverlässige Bundesgenossen fand. In dieser Rücksicht rief er die Tarenter zusammen, erbotene ihnen, daß er Versicherungen schleunigen Beystandes aus Griechenland empfangen habe, ersuchte sie, den Ausgang ruhig abzuwarten, und nachdem er zu Rettung des äußern Scheines eine Besatzung in Tarent zurückgelassen, schiffte er sich mit den Ueber-

bleib-

bleibseln seines Heeres ein, um in sein angeerbtes Königreich zurück zu kehren.

So endigte sich der Krieg mit dem Pyrrhus, nachdem er sechs Jahre gedauert hatte; ein Krieg, in welchem wir die Römer griechische Verfeinerung mit der ursprünglichen Rohigkeit ihrer eigenen Sitten vereinigen, und eine edlere Rolle spielen sehen, als in irgend einem vorigen Zeitraum. Ein Geist der Mäßigkeit, der Verachtung alles Reichthums, und des Wettsefers in jeder Tugend hatten sich in dem ganzen Staat verbreitet. Fabricius hatte durch sein Beispiel nicht nur die Armuth ehrwürdig gemacht, sondern strafte auch, Kraft seines obrigkeitlichen Ansehens, allen Hang zur Verschwendung. So ward, während seines Censorats, Rufinus, der zweymal Consul und einmal Dictator gewesen war, aus dem Senat gestoßen, und gewissermaßen ehrlos gemacht, bloß weil er zehn Pfund silbernes Tafelgeschirr brauchte. Durch eine solche Liebe zur Mäßigkeit und solches Glück im Kriege ward das gemeine Wesen reich, gleich die Individuen arm blieben; auch die Zahl der Bürger war bis zu zweymalshunderttausend waffenfähigen Männern angewachsen, und der Ruf ihrer Thaten verbreitete sich so fern, daß Ptolemäus Philadelphus König von Egypten ihnen durch eine friedliche Gesandtschaft Glück wünschen und sie zu einem Bündniß einladen ließ.

Was nun die armen Tarenter, die eigentlichen  
Urs

Urheber dieses Krieges, anbetrifft, so fanden sie in der Besatzung, die ihnen zum Schutze war hinterlassen worden, bald einen ärgeren Feind, als in den Römern, die sie von außen ängstigten. Ihr Haß gegen Milo, den Befehlshaber der Festung, gieng so weit, daß nur die Furcht vor ihren eingewurzelten Feinden, den Römern, ihm die Waage halten konnte. In dieser Klemme wandten sie sich an die Carthagen, die den Hafen von Tarent sogleich mit einer großen Flotte einschlossen, so daß dies unglückliche, seiner Prachtliebe und Schwelgeren halber vor Zeiten in ganz Italien berühmte Volk, zu gleicher Zeit drey verschiedene Heere um sich kämpfen sah, ohne die Freyheit, seinen Herrn sich wählen zu dürfen. Endlich gelang es den Römern, die Besatzung auf ihre Seite zu bringen, worauf es ihnen ein leichtes war, sich auch der Stadt zu bemächtigen, deren Mauern sie niederrissen, den Einwohnern aber Schutz und Freyheit angedeihen ließen.